

Markus Knapp

„Ich nehme dich an und verspreche dir Treue“

Überlegungen zum Sakrament der Ehe

◆ Die Frage, ob und wie unter den heutigen Gegebenheiten die Ehe noch als Sakrament verstanden werden kann, ist brennend. Wie Partnerschaften gelebt und immer wieder auch beendet werden, lässt daran zweifeln, ob die biblischen und anthropologischen Grundlegungen noch eine Basis für eine derart ideale Sicht bilden können. Der Autor, Professor für Fundamentaltheologie und mit der Problematik bestens vertraut, versteht es glänzend, ausgehend von diesen Grundlegungen die Sakramentalität der Ehe und die Bedeutung eines solchen Verständnisses für Menschen von heute einsichtig zu machen. (Redaktion)

Das Ehesakrament hat seine Besonderheit darin, dass eine auch im außerchristlichen Raum existierende Lebensform zum Ort eines Sakramentes und so zu einer besonderen christlichen Lebensform wird. Daher bleibt die Plausibilität des Ehesakramentes immer auch verknüpft mit den Gegebenheiten im jeweiligen gesellschaftlich-kulturellen Kontext, innerhalb dessen es gelebt werden will. Dieser Kontext, so wie er sich heute darstellt, sei deshalb wenigstens kurz skizziert.

1 Situationsvergewisserung

Die Situation der Ehe in säkularisierten modernen Lebensverhältnissen erscheint reichlich ambivalent. So sind Ehen zweifellos krisenanfälliger und instabiler geworden als in früheren Epochen – die hohen Scheidungsraten sprechen für sich. Hierfür lassen sich eine Reihe von Ursachen benennen. Zu ihnen zählen die Entkoppelung von Sexualität und Fortpflanzung ebenso

wie die Etablierung nichtehelicher Lebensgemeinschaften. Infolge dessen ist der Trauschein keine unerlässliche Voraussetzung mehr für gesellschaftliche Anerkennung oder Nachkommen. Aber auch die veränderten Anforderungen des modernen Berufs- und Arbeitslebens sind in diesem Zusammenhang zu bedenken. Hier ist der möglichst umfassend „flexible Mensch“ (Richard Sennett) gefordert, der sein Leben den Imperativen betriebswirtschaftlicher Notwendigkeiten unterwirft bzw. unterwerfen muss, um dafür im Gegenzug in günstigen Fällen finanzielle Gratifikationen oder Karrierechancen zu erhalten.

Diesen Entwicklungen, welche die Plausibilität des Konzeptes einer lebenslangen Gemeinschaft von Mann und Frau schwächen, entsprechen tiefreichende kulturelle Veränderungen. Hansjürgen Verwey hat als zentrale Maxime dieses kulturellen Wandels die unbedingte Abneigung gegenüber allem Unbedingten ausgemacht.¹ Demnach gibt es nichts und darf es nichts

¹ Vgl. etwa Hansjürgen Verwey, *Theologie im Zeichen der schwachen Vernunft*, Regensburg 2000, 42.

geben, was den Menschen unbedingt in Anspruch nehmen könnte. Der philosophische Stammvater dieser Überzeugung ist Friedrich Nietzsche, bei dem man etwa lesen kann: „Der Einwand, der Seitensprung, das fröhliche Misstrauen, die Spottlust sind Anzeichen der Gesundheit: alles Unbedingte gehört in die Pathologie.“² Nietzsche zufolge gibt es also für einen gesunden Menschen nichts wirklich Ernstes, nichts, was unter allen Umständen und bis zum Letzten, d. h. eben unbedingt, gilt. Der gesunde Mensch hält vielmehr zu allem eine gewisse ironische Distanz; er lässt sich nichts zu nahe kommen. Das gibt ihm die Freiheit, sich nirgendwo festlegen zu müssen, immer wieder andere Perspektiven einnehmen und neue Möglichkeiten ausprobieren zu können. Wer sich dagegen von etwas ganz und unbedingt in Anspruch nehmen lässt, der ist nach Nietzsche krank und bedarf dringend einer Behandlung. Dieses kulturelle Leitbild hat heute für nicht wenige Menschen, selbst wenn sie den Namen Nietzsche nicht richtig buchstabieren können, eine hohe Plausibilität und erscheint daher kaum noch begründungsbedürftig.

Demgegenüber bleibt jedoch zu beachten: Auch heute ist der Wunsch nach einer dauerhaften Bindung weit verbreitet, trotz all der Faktoren, die das im Vergleich zu früheren Epochen erheblich erschweren. Ja, man wird sogar sagen können, dass die mit modernen Lebensverhältnissen einhergehenden Unsicherheiten und immer neuen Veränderungen die Sehnsucht nach Verlässlichkeit in einer Partnerbeziehung

bestärken. Das gilt ausdrücklich auch für die jüngere Generation, wie entsprechende Untersuchungen, etwa die Shell-Jugendstudie, belegen.

Allerdings geht das nicht selten auch mit der Gefahr einher, dass Partnerschaften mit zu hohen Erwartungen befrachtet und damit überfordert werden. Je mehr jedoch partnerschaftliches Zusammenleben als Kontrast zur modernen Lebenswirklichkeit (mit all ihrer Anonymität und Schnelllebigkeit oder ihrem Erfolgsdruck) idealisiert wird, umso größer ist die Gefahr des Scheiterns. Soziologen sehen denn auch in solchen realitätsfernen Idealisierungen eine wichtige Ursache für Ehescheidungen. Ulrich Beck hat darauf aufmerksam gemacht, dass partnerschaftliche Liebesbeziehungen in Folge solcher romantischer Verklärungen (quasi-)religiöse Züge annehmen können. Denn „Religion und Liebe beinhalten das Schema einer analog gebauten Utopie. Sie sind jede für sich *ein Schlüssel aus dem Käfig der Normalität*. Sie öffnen die Normalität auf einen anderen Zustand hin.“³ Indem die partnerschaftliche Liebe sich mit den einstmals in den Religionen bearbeiteten Erwartungen und Hoffnungen verbindet, wird sie selber zu einer, wie Beck sagt, „irdischen Religion“ und überfordert sich damit hoffnungslos.

So bewegt sich eine Theologie der Ehe heute in einem sehr vielfältigen, spannungsreichen und ebenso widersprüchlichen Feld. Umso wichtiger bleibt es, auf ihre biblischen Grundlagen zu achten.

² Friedrich Nietzsche, Jenseits von Gut und Böse. Vorspiel einer Philosophie der Zukunft, in: Giorgio Colli / Mazzino Montinari (Hg.), Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe V, Berlin 1980, 100 (Aphorismus 154).

³ Ulrich Beck, Die irdische Religion der Liebe, in: Ders. / Elisabeth Beck-Gernsheim, Das ganz normale Chaos der Liebe (Suhrkamp-Taschenbuch 1725), Frankfurt a. M. 1990, 222–266, hier 231.

2 Biblische Perspektiven

In der *Schöpfungserzählung* (Gen 2) wird geschildert, wie Gott erkennen muss, dass Adam unter allen anderen Geschöpfen keinen ihm entsprechenden Partner zu finden vermag, d.h. keinen Partner, bei dem er sich mit seinen spezifisch menschlichen Bedürfnissen und Sehnsüchten aufgehoben wissen kann. Erst in der Frau, die Gott schließlich aus der Rippe Adams erschafft, findet dieser ein Geschöpf, das ihm ganz entspricht, so dass er bei ihrem Anblick frohlocken kann: „Das endlich ist Bein von meinem Bein und Fleisch von meinem Fleisch“ (Gen 2,23). Die Begegnung von Mann und Frau, ihr vertrauensvolles Miteinander sind in dieser biblischen Sichtweise von elementarer Bedeutung für das Gelingen des Menschseins.

Gen 2 versteht den Menschen als ein Mängelwesen, das unabdingbar auf einen anderen, ein Du verwiesen bleibt. Es ist gerade seine Zweigeschlechtlichkeit, die ihm das besonders intensiv zu Bewusstsein bringt. „Darum wird der Mann seinen Vater und seine Mutter verlassen und sich mit seiner Frau verbinden, und sie werden ein Fleisch“ (Gen 2,24). In seiner Geschlechtlichkeit also erfährt der Mensch sich besonders nachdrücklich über sich selbst hinaus verwiesen; er sieht sich dazu gedrängt, einen anderen Menschen in sein eigenes Leben und seinen Lebensentwurf mit einzubeziehen. Erst in einer solchen Lebensgemeinschaft entfaltet sich nach dieser biblischen Überzeugung Menschsein in einer dem Schöpferwillen Gottes entsprechenden Weise. Hier kann der

Mensch zu sich selbst finden und bei sich selbst ankommen, weil er von einem anderen Menschen vorbehaltlos anerkannt und bejaht wird.

Offenbar setzt auch *Jesus* dieses Verständnis voraus, wenn er die in Dtn 24 geregelte Möglichkeit einer Ehescheidung ablehnt.⁴ Sie wird auf die „Herzenshärte“ der Menschen (Mk 10,5) zurückgeführt, welche die heilvollen Absichten Gottes mit seiner Schöpfung nicht mehr erkennen lässt. Jesu Scheidungsverbot muss im Zusammenhang seiner Botschaft vom Kommen der eschatologischen Gottesherrschaft verstanden werden. Es geht ihm um die Öffnung der Menschen für dieses eschatologische Geschehen, damit sie in allen Dimensionen ihres Menschseins erneuert und geheilt werden. Nicht zuletzt muss sich das in den zwischenmenschlichen Beziehungen auswirken. Denn gerade hier soll die heilende Kraft der Gottesherrschaft zur Auswirkung kommen.

Das kann sich dann auch ganz konkret in der Ehe auswirken. „Erfüllt von der Nähe des auf das Wohl des Menschen bedachten Gottes, dessen bedingungslose Zuneigung er in Worten und Taten der Liebe vermitteln wollte, erhob Jesus den Anspruch, dass solch radikale Zuwendung des Heils auch zur vorbehaltlosen Annahme untereinander befreit.“⁵ Angesichts der hereinbrechenden Gottesherrschaft will Jesus mit seinem Scheidungsverbot auch in der Ehe zur Versöhnung anstiften. Sie ist für ihn ein ganz konkreter Ort, an dem ein neues Miteinander und Füreinander-dasein Wirklichkeit werden kann und soll. Möglich wird das nur, wenn Menschen

⁴ Vgl. dazu ausführlicher: Markus Knapp, Glaube – Liebe – Ehe. Ein theologischer Versuch in schwieriger Zeit, Würzburg 1999, 45ff.

⁵ Michael Theobald, Jesu Wort von der Ehescheidung. Gesetz oder Evangelium?, in: ThQ 175 (1995), 109–124, 120.

die Grenzen und Gräben überwinden, die zwischen ihnen entstanden sind, wenn sie also wieder vorbehaltlos aufeinander zugehen und sich füreinander öffnen. Und eben dies geschieht, wo ein Mensch sich ganz auf die heilsame Ankunft Gottes ausrichtet. So sieht Jesus offenbar gerade auch die Ehe als einen Ort, an dem das Heil der Gottesherrschaft sichtbar und erfahrbar werden kann.

Im *Epheserbrief* wird die eheliche Verbindung zwischen Mann und Frau in Beziehung gesetzt zur Verbundenheit Christi mit der Kirche. Der Verfasser versteht „die ‚Ehe‘ von Christus und Kirche“⁶ als Vorbild für eine christliche Ehe. Die Ehepartner werden ermahnt, sich in fürsorgender Liebe einander unterzuordnen in der Ehrfurcht vor Christus (Eph 5,21ff.) und so ihre wechselseitige Bindung aneinander immer mehr zu vertiefen. Das entspricht ganz der Intention des Scheidungsverbotes Jesu. Allerdings wird dabei durch die Zuordnung des Mannes zu Christus und der Frau zur Kirche einer patriarchalischen Hierarchisierung des Geschlechterverhältnisses Vorschub geleistet (Eph 5,23), die in modernen Lebenszusammenhängen kaum noch Akzeptanz findet.

3 Anthropologische Reflexion

Das biblische Eheverständnis beinhaltet die wechselseitige unbedingte Annahme und Bejahung zweier Menschen. Und nach biblischer Überzeugung geht es dabei um etwas zutiefst im Menschen Verankertes. Angesichts des zu Beginn skizzierten heutigen Kontextes ist es jedoch ratsam, sich

des anthropologischen Fundamentes des biblischen Eheverständnisses noch einmal eigens zu vergewissern, so dass es in seiner Relevanz und Tragweite auch unabhängig von religiösen Prämissen verständlich wird.

Das erscheint möglich, insofern sich das Streben und die Sehnsucht des Menschen nach unbedingter Anerkennung und Bejahung von der Psychologie her einsichtig machen lassen.⁷ So muss – nach Erik H. Erikson – jeder Mensch ein Urvertrauen aufbauen und erhalten. Dieses Urvertrauen stellt die Grundlage einer gesunden Persönlichkeit dar. Es bildet die Basis, auf welcher der Mensch Vertrauen zu sich selbst wie zu der ihn umgebenden Welt entwickeln kann. Ein solches Urvertrauen entwickelt sich in der symbiotischen Einheit des Säuglings mit der Mutter. Hier macht der neugeborene Mensch in seinem ganzen Ausgeliefertsein und seiner vollständigen Hilflosigkeit sowie dem daraus resultierenden Angewiesensein auf andere die elementare Erfahrung eines unbedingten Bejahtseins, des verlässlichen Geborgen- und Gehaltenseins. Als unerlässliche Voraussetzung eines angstfreien Verhältnisses zu sich selbst ebenso wie einer offenen Beziehung zur Mitwelt muss dieses Urvertrauen dem Menschen auch in seiner weiteren Lebensgeschichte erhalten bleiben. Dazu ist es erforderlich, dass es im Verlauf des Lebens immer wieder bestätigt und dadurch erneuert wird.

Die Ehe ist nun ein ausgezeichnete Ort, an dem die Erfahrung unbedingter Anerkennung und Bejahung in einer besonders intensiven Weise möglich wird. Die in Treue durchgehaltene Liebe zwischen Mann und Frau stellt die Grundla-

⁶ Rudolf Schnackenburg, *Der Brief an die Epheser* (Evangelisch-katholischer Kommentar zum Neuen Testament X), Zürich u. a. 1982, 260.

⁷ Vgl. Markus Knapp, *Verantwortetes Christsein heute. Theologie zwischen Metaphysik und Postmoderne*, Freiburg i. Br. 2006, 159–163; 176–207.

ge dafür dar, dass diese Erfahrung in der Lebensgeschichte eines Menschen immer wieder neu gemacht werden kann, auch angesichts von Unwägbarkeiten und Brüchen. Treue meint dabei das Sich-Sorgen um die Beziehung, um so deren Dauerhaftigkeit zu ermöglichen.⁸ Das erfordert von keinem der Partner eine Selbstaufgabe, denn es handelt sich dabei um ein wechselseitiges, dialogisches Geschehen. Eine solche in Treue durchgehaltene Liebe stellt deshalb eine Grundlage für die Selbstwerdung eines jeden von ihnen dar. Denn diese Liebe beruht ja auf einer *wechselseitigen* unbedingten Anerkennung, darauf also, dass der/die Andere als er/sie selbst vorbehaltslos gewollt und bejaht wird.

Dieser Raum einer unbedingten Anerkennung, den Mann und Frau in der Ehe zunächst sich selbst wechselseitig schaffen, erhält noch einmal eine neue Dimension, wenn die Ehe sich zur Familie erweitert. Wo eine solche Kultur der Anerkennung gepflegt wird, wird sie auch die heranwachsenden Kinder mit einbeziehen. So finden auch diese einen Ort des Schutzes und der Geborgenheit, an dem sie ihre eigene Identität und Individualität angstfrei ausbilden und erproben können.

4 Die Sakramentalität der Ehe

Im Unterschied zu den reformatorischen Kirchen betrachten die orthodoxe und die katholische Kirche die Ehe als ein Sakrament.⁹ Das besagt: Die Nähe und der Bei-

stand Gottes können sich speziell auch in der Ehe als wirk- und heilsam erweisen. Die Ehe wird demnach als ein besonderer Ort der Erfahrung Gottes, seiner gnädigen Zuwendung und Hilfe begriffen. Ein solches sakramentales Eheverständnis baut auf dem auf, was als anthropologisches Fundament der Ehe zu verdeutlichen versucht worden ist. Das entspricht dem theologischen Grundsatz, dass die Gnade die Natur nicht aufhebt, sondern voraussetzt und vollendet.¹⁰ Theologisch gesehen hat Gott ja das, was als anthropologisches Fundament der Ehe zu reklamieren ist, von der Schöpfung her in den Menschen hineingelegt als seine „Natur“. Und das sakramentale Eheverständnis geht davon aus: Das, was Gott als anthropologische Grundlage der Ehe geschaffen hat, wird von seiner gnädigen Zuwendung getragen, damit die darin liegenden Potenziale und Perspektiven sich entfalten können.

Das 2. Vatikanische Konzil bringt das sakramentale Eheverständnis in der Feststellung zum Ausdruck, dass die eheliche Liebe „Menschliches und Göttliches in sich eint“, denn „echte eheliche Liebe wird in die göttliche Liebe aufgenommen“¹¹. In ihrer ehelichen Liebe kommen demnach zwei Menschen in besonderer Weise mit Gott und seiner Liebe in Berührung. Sie dürfen darauf vertrauen, dass Gott ihre menschliche Liebe bestärkt und begleitet, beschützt und vollendet. Die eheliche Liebe wird somit zu einer spezifischen Ausdrucksgestalt der göttlichen Liebe. Deshalb kann das Konzil, unter Bezugnahme

⁸ Vgl. dazu *Thomas Knieps-Port le Roi*, Aspekte einer Spiritualität der Paarbindung, in: *Ulrich Dickmann / Kees Waaijman* (Hg.), *Beziehung* (Felderkundungen Laienspiritualität 1), Schwerte 2008, 45–56, hier 51ff. Aus soziologischer Perspektive: *Lukas Schreiber*, Was lässt Ehen heute (noch) gelingen? Bedingungen posttraditionaler Ehestabilität, Wiesbaden 2003.

⁹ Vgl. zum Folgenden ausführlich: *Markus Knapp*, Glaube – Liebe – Ehe (s. Anm. 4), 130ff.

¹⁰ *Thomas von Aquin*, *Summa theologiae* I, q.1 a.8 ad 2.

¹¹ Pastoralkonstitution „*Gaudium et spes*“, 49/1; 48/2.

auf Eph 5, auch sagen, dass die eheliche Liebe „letztlich aus der göttlichen Liebe hervorgeht und nach dem Vorbild seiner (= Christi) Einheit mit der Kirche gebildet ist“¹².

Gewiss ist mit Karl Rahner davon auszugehen: Jede wirkliche Liebe zu einem Menschen ist „von Gottes Heilsgnade unterfangen und überhöht“¹³. In der Ehe gilt das jedoch insofern noch einmal in einer besonderen Weise, als es dabei um eine *lebenslange Bindung an einen anderen Menschen* geht. Eine Ehe beruht auf der Selbstverpflichtung zweier Menschen, sich selbst personal so an die Partnerin/den

Partner zu binden, dass das ganze eigene Leben mit dem ihren/dem seinen verbunden ist. Wer eine Ehe eingeht, der schränkt daher bewusst und aus freiem Willen seine eigenen zukünftigen Möglichkeiten und Optionen ein zugunsten der Lebensgemeinschaft mit diesem ganz bestimmten Menschen.

Damit sind die Grenzen bloßer Romantik erreicht. Wer diesen Schritt tut, der lässt sich auf etwas ein, das für ihn weder völlig überschaubar noch verfügbar ist. In einer Ehe unternehmen zwei Menschen den durchaus riskanten Versuch, ihr ganzes Leben miteinander zu gestalten, ohne doch wissen zu können, wie sie selbst bzw. der/die Ehepartner(in) sich in Zukunft entwickeln werden oder welchen Schwierigkeiten und Belastungen ihre Ehe ausgesetzt sein wird. In einem sakramentalen Eheverständnis verschafft sich die Überzeugung Ausdruck, dass Gott Menschen gerade auch in diesem Bestreben, ihr ganzes zukünftiges Leben mit dem eines anderen Menschen verbindlich und verlässlich zu teilen, helfend begleitet.

In einem säkularisierten Lebenskontext erscheint die Rede von einem helfenden Beistand Gottes vielen möglicherweise befremdlich. Das gilt umso mehr, als sie auf eine Lebensform bezogen wird, die sich in vielen Fällen als sehr brüchig erweist und daher nicht selten scheitert. So hat denn auch Karl Lehmann bemerkt: Wenn man über die Sakramentalität der Ehe redet, „so kommt es einem selbst so vor, als ob man stotterte“¹⁴. Um dem Verdacht zu begegnen, beim sakramentalen Eheverständnis handle es sich um einen wirklich-

Weiterführende Literatur:

Eva-Maria Faber, Einführung in die katholische Sakramentenlehre, Darmstadt 2002, 176–192. Eine kompakte, zuverlässige und gut lesbare Darstellung des katholischen Eheverständnisses. Die Autorin behandelt alle in diesem Zusammenhang relevanten Aspekte und bezieht klar und argumentativ Position.

Thomas Knieps-Port le Roi, Was Liebespaare zusammenhält. Aspekte einer Spiritualität der Paarbindung, in: *Ulrich Dickmann/Kees Waajimann* (Hg.), *Beziehung* (Felderkundungen Laienspiritualität 1), Schwerte 2008, 45–56. Der Autor geht der Frage nach, welches Bindungspotenzial aus der Beziehung selbst in unterschiedlichen Phasen erwachsen kann. Der Beitrag kann auch für die seelsorgliche Begleitung von Paaren wertvolle Impulse geben.

¹² Ebd., 48/2.

¹³ *Karl Rahner*, Über die Einheit von Nächsten- und Gottesliebe (Schriften zur Theologie VI), Zürich–Einsiedeln–Köln 1968, 277–298, hier 283.

¹⁴ *Karl Lehmann*, Die christliche Ehe als Sakrament, in: Internationale katholische Zeitschrift *Communio* 8 (1979), 385–392, 391.

keitsfernen theologischen Überbau, bleibt es unerlässlich, zu klären, wie sich dies in der *Lebenserfahrung* bewahrheiten und bewahren kann.

Es geht hier keineswegs um so etwas wie einen *deus ex machina*, der bei Bedarf, sozusagen auf Knopfdruck, eingreift. Das Mitsein Gottes mit dem Menschen, seine begleitende und helfende Nähe, lässt sich vielmehr nur im Zusammenhang mit den eigenen menschlichen Bemühungen erfahren, nicht unabhängig von ihnen. Es sind Erfahrungen, die Menschen im Zuge ihres eigenen Bemühens mit und an sich selbst machen, Erfahrungen, die sie dabei immer wieder über sich selbst hinausführen: über ihre eigene Enge und Selbstbezogenheit, über Verhärtungen in ihnen selbst, über Verletzungen oder tiefen Schmerz. Es sind Erfahrungen, in denen Menschen eine ungeahnte Kraft zuwächst, etwa wenn ein Neuanfang möglich wird, den man nicht mehr für möglich gehalten hat, oder wenn man die Kraft zum Durchhalten oder Aushalten findet bei schweren Enttäuschungen bzw. Schicksalsschlägen.

Ohne solche Erfahrungen fehlt auch der Überzeugung von der Unauflöslichkeit der Ehe das lebenspraktische Fundament. Diese Überzeugung macht ja im Prinzip nur ernst damit, dass eine wirklich unbedingte Anerkennung und Annahme eines anderen Menschen auch in zeitlicher Perspektive unbegrenzt bleiben muss. Das Versprechen, einen anderen Menschen als Mann bzw. Frau anzunehmen und ihm die Treue zu halten, ist an keine Bedingung geknüpft, auch nicht an einen bestimmten Zeitraum.

Doch auch Ehen, die vorbehaltlos unter dieser Prämisse eingegangen wer-

den, können aus mannigfaltigen Gründen scheitern. Dessen war sich die Kirche immer bewusst. Bis heute ist es ihr allerdings nicht gelungen, zu einer praktikablen Lösung für wiederverheiratete Geschiedene zu finden.¹⁵ Theologisch überzeugend kann eine solche Lösung allerdings nur sein, wenn sie das sakramentale Eheverständnis und die Überzeugung von der Unauflöslichkeit der Ehe nicht faktisch aushöhlt und zum bloßen Lippenbekenntnis herabstuft.

Umso wichtiger bleibt es, Menschen in der pastoralen Begleitung dazu zu befähigen und darin zu unterstützen, ihre Ehe ganz bewusst als eine sakramentale Ehe zu verstehen und zu leben. Ohne die innere Bereitschaft, sich offen zu halten für das Wirken Gottes in der eigenen Ehe, wird das nicht möglich sein. Damit stellt sich unabweisbar die Frage nach der angemessenen Glaubensdisposition als Grundlage einer sakramentalen Ehe. Sie kann heute, anders als unter ungebrochen volkskirchlichen Verhältnissen, nicht mehr einfach als gegeben vorausgesetzt werden. Aber auch wo eine solche Glaubensdisposition vorhanden ist, muss sie sich konkretisieren in einer *spirituellen Grundhaltung*, durch die das sakramentale Eheverständnis auch in weitgehend säkularisierten Kontexten geerdet und verankert wird. Denn nur insofern es sich auch unter diesen völlig veränderten Voraussetzungen zu bewähren vermag, bleibt es in seiner theologischen wie anthropologischen Relevanz erkennbar und vermittelbar. Die dazu erforderlichen spirituellen Grundlagen müssen jedoch bewusst geschaffen und gepflegt werden.

Eine solche Spiritualität der Ehe wird dazu anleiten und befähigen, sich für eine

¹⁵ Vgl. dazu auch: Markus Knapp, Glaube – Liebe – Ehe (s. Anm. 4), 182ff.

mögliche Wirksamkeit Gottes im ehelichen Leben zu öffnen. Es geht darum, die Ehe als ganz konkreten Ort der Nachfolge Jesu zu verstehen und ernst zu nehmen; und das heißt vor allem, das Vertrauen auf den Heilswillen und die Heilsmacht Gottes, um das Jesus geworben und in dem er selbst gelebt hat, in der eigenen Ehe konkret werden zu lassen. Auf der Grundlage einer solchen Ehespiritualität werden Eheleute zwangsläufig zu eigenständigen Subjekten ihres Glaubens. Die pastorale Sorge hat dann nicht mehr allein der Erfüllung bestimmter kirchlicher Normen, sondern zuerst einmal dieser Subjektwerdung im Glauben zu gelten. So kann die sakramentale Ehe zu einem prägnanten Ausdruck des gemeinsamen Priestertums aller Gläubigen werden, von dem das 2. Vatikanum sagt, dass es „im Zeugnis eines heiligen Lebens, durch Selbstverleugnung und tätige Liebe“ ausgeübt wird.¹⁶ Wenn Ehen in die-

sem Geist zu leben versucht werden, können sie zu einem Ort und Weg des Heiles, zum Zeichen der kommenden Gottesherrschaft werden.

Der Autor: *Geb. 1954, Studium der katholischen Theologie und der Soziologie in Frankfurt a.M.; 1983 Promotion zum Dr. theol. in Würzburg; 1992 Habilitation in Würzburg; seit 1995 Professor für Dogmatik an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Ruhr-Universität Bochum; 2000 Übernahme des Lehrstuhls für Fundamentaltheologie. Publikationen: Glaube – Liebe – Ehe. Ein theologischer Versuch in schwieriger Zeit, Würzburg 1999; Verantwortetes Christsein heute. Theologie zwischen Metaphysik und Postmoderne, Freiburg i.Br. 2006; Die Vernunft des Glaubens. Einführung in die Fundamentaltheologie, Freiburg i.Br. 2009.*

¹⁶ Kirchenkonstitution „Lumen Gentium“, 10/2.